Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 228
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
No. 127 Ost Siebente Straße.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2024
Redaktion.....Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., Peoples Sav. Bank u. Trust Co. Gebäude, 1 West 6. Str. Tel. South 3254
Newport, Ky., 339 York Str., Tel. South 2401

Oestlicher und westlicher Vertreter
Howard C. Story
New York — 1108 Fünfte Avenue Gebäude.
Chicago — 664 Peoples Gas Gebäude.
Philadelphia — 224 Arch Straße.

Montag, den 3. August 1914.

Daß die Russen in kleinen Trupps über die Grenze kommen, beweist lediglich, wie planlos sie zu Werke gehen. Mit einer Handvoll Soldaten kann man keine Mobilmachung stören. Den Kosaken steht lediglich bevor, in deutsche Gefangenschaft zu gerathen.

Mit der Besetzung der Luxemburger Bahnen durch die Deutschen wird nicht die Neutralität jenes Landes verletzt, sondern sicher gestellt. Luxemburg selbst ist mit seiner Konstablerwache außer Stande, die Neutralität zu verbürgen. Dadurch ist Deutschland gezwungen, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß die Franzosen die Bahnen nicht benutzen, um in Deutschland einzudringen.

In den Kriegsdepeschen ist genau nachzusehen, ob sie aus London kommen. In solchem Falle muß man sie mit Vorsicht aufnehmen, denn in London ist die Stimmung deutschfeindlich und wird Alles dementsprechend gefärbt. Zuverlässig sind blos die Nachrichten aus Berlin, denn das Lügen und Prahlen ist den Deutschen fremd. Was der deutsche Generalstab die Censur passiren läßt, kann auf absolute Glaubwürdigkeit Anspruch erheben. Aber wie wir in einem anderen Artikel des Näheren darlegen, sind in den nächsten Tagen keine Nachrichten von Bedeutung zu erwarten. Der deutsche Aufmarsch muß erst beendet sein, ehe der Kampf mit voller Wucht beginnen kann.

Die Verkehrs-Kommission hat ihre Entscheidung über das Verlangen der Bahnen um Erhöhung ihrer Frachtraten um 5 Prozent veröffentlicht. Sie lautet dahin, daß kein allgemeiner Aufschlag bewilligt wird, sondern nur für solche Waaren, die nach Ansicht der Kommission höhere Fracht bezahlen sollen, d. h. die jetzt von den Eisenbahnen mit Verlust befördert werden. Die Gesammtwirkung ist, daß die Eisenbahnen statt der geforderten 100 Millionen nur den vierten Theil erhalten. Motivirt wird es damit, daß die Bahnen bei sparsamer Verwaltung und Streichung aller freien Beförderung von Frachten und Passagieren, soweit das noch üblich ist, ihr Auskommen finden können. Was die Kommission zugestanden hat, erfolgte weniger, um den Eisenbahnen finanziell zu helfen, weil sie solcher Unterstützung nicht bedürfen, als um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Den Ver. Staaten bietet sich jetzt eine günstige Gelegenheit, eine Weltschiffahrt aufzubauen. Nach der Dauer des Krieges von 1870 zu urtheilen, wird der Handel auf den Ozeanen ein Jahr lang und vielleicht noch länger nur von neutralen Schiffen vermittelt werden können. Daraus ergibt sich die Pflicht, diesen Handel für die Ver. Staaten zu sichern. Es ist das sogar nothwendig, um unsere Geschäftslage vor schweren Gefahren sicher zu stellen. Wir müssen unseren Weizen nach Europa befördern, um wieder Gold ins Land zu bringen. Das vermögen wir jetzt nicht, weil wir keine ozeanische Handelsflotte besitzen. Diese ist zu beschaffen, indem es auswärtigen Schiffen erlaubt wird, die amerikanische Flagge zu führen, respektive, daß sie von den drückenden Bedingungen befreit werden, welche an die Erwerbung der amerikanischen Nationalität für Schiffe vorgeschrieben sind. Diese Vorschriften hätten ohnehin schon längst aufgehört haben sollen, da sie nur ein Ueberbleibsel der barbarischsten Hochzöllnerei sind. Jetzt aber muß es zu unserer Rettung geschehen und das sollte nicht versäumt werden. Damit wird auch der große Goldverlust aufhören, der daraus entsteht, daß wir jährlich 500 Millionen Dollars für den Transport unserer Waaren an europäische Schiffe zu zahlen haben. Dieser Gewinn wiegt zehnfach den Vortheil auf, der uns vermeintlich aus der Schutzzöllnerei im Schiffswesen erwachsen soll.

Soweit scheint das Verhalten Italiens den vielerseits gehegten Verdacht zu bestätigen, daß man auf seine Bundestreue nicht allzufest bauen dürfe, doch wird es am Platze sein, mit dem abschließenden Urtheil noch einige Tage zu warten. Die Bedingungen, unter welchen Italien verpflichtet ist, zu den Waffen zu greifen, sind nicht genau bekannt, da seine Bündnißverträge mit Deutschland und Oesterreich nicht niemals veröffentlicht, d. h. geheim gehalten worden sind. Des Weiteren hat Deutschland keine Kriegserklärung an Frankreich erlassen, so daß ein gewisses abwartendes Verhalten erklärlich war. Jetzt aber, wo seine beiden Verbündeten im Kriege stehen, sollte Italien nicht länger zögern, da viel daran gelegen ist, daß es Frankreich an seinen Südgrenzen beschäftigt. Man könnte es daher nur einen groben Vertrauensbruch nennen, wenn es nicht jetzt sofort zu den Waffen griffe und Italien würde alle Ursache haben, es zu bedauern, wenn es sich als untreu erweist, da in solchem Falle Oesterreich nach Beendigung des Krieges das Recht hätte, die ganze adriatische Küste zu nehmen, was auch bestimmt geschehen wird. Da den Italienern in Erinnerung sein muß, daß die Franzosen und die Russen dazu geholfen haben, sie aus Abyssinien zu verdrängen und daß die Franzosen ihnen Tunis genommen haben, so wäre es eine merkwürdige Verirrung, wenn Italien zu Frankreich hielte und es würde nicht blos damit büßen, daß Oesterreich die albanische Küste nimmt, sondern auch mit den Vergewaltigungen, die es von Frankreich erleiden würde, wenn es, wegen seiner Treulosigkeit von seinen Verbündeten verlassen, völlig der Gnade der Franzosen anheimgegeben ist. Soweit es Deutschland betrifft, kann es sich auch ohne Italien behelfen, aber der flagrante Treubruch wäre auf das Entschiedenste zu verdammen und würde, wie gesagt, gebührend bestraft werden. Doch muß man noch einige Tage abwarten, ehe man sich ein bestimmtes Urtheil über Italien bilden kann.

Der Gang der Ereignisse.

Auf die Kriegserklärung an Rußland mußte naturgemäß die Kriegserklärung an Frankreich erfolgen. Die französische Regierung behauptete zwar in ihrem Manifest an das Volk, daß Mobilmachung nicht einen Krieg zur nothwendigen Folge habe und gab sich den Anschein, als wenn sie sich ernstlich bemühte, einen friedlichen Vergleich herbeizuführen. Das war aber blos auf Täuschung berechnet. Die Absicht war, die Mobilmachung im weitesten Umfange zu beenden und dann die Kriegserklärung zu erlassen. Diese List, die ja auch nicht schwer zu durchschauen war, hat man in Berlin auf der Stelle erkannt und den Krieg begonnen, um die französische Mobilmachung nach Kräften zu stören. Aus diesem Grunde ist man auch so schnell gegen Rußland vorgegangen. Auch dieses wollte Deutschland mit allerlei diplomatischen Unterhandlungen hinhalten. Geschwindigkeit war aber das große Geheimniß der militärischen Erfolge Preußens im Jahre 1866 und Deutschlands im Jahre 1870 und auf dieses große Mittel zum Erfolge wollte und konnte man jetzt am allerwenigsten verzichten, da es sich um einen Krieg gegen zwei Fronten handelt.

Von dieser Schnelligkeit der Entschlüsse versprechen wir uns große Vortheile für die deutschen Waffen. Wenn auch ohne Frage Frankreich bedeutend besser vorbereitet ist, wie 1870 und Rußland ebenfalls seine Vorbereitungen nicht völlig vernachlässigt hat, so können wir doch die Ansicht wagen, daß die Kriegsbereitschaft Deutschlands in diesem Jahre unendlich größer ist, als in dem genannten Jahre und der Anstand in dieser Hinsicht zwischen den kriegsführenden Ländern noch größer ist, als 1870, d. h. daß Rußland und Frankreich im Vergleich zu Deutschlands jetzigen Rüstungen bedeutend schlechter vorbereitet sind, als 1870. Es verlautet sogar, daß die Lotterhaftigkeit bei den Franzosen noch immer sehr groß ist und das klingt nicht unwahrscheinlich. Als nach der marokkanischen Angelegenheit, welche bekanntlich schon zum Kriege zu führen drohte, der damalige deutsche Kriegsminister, General von Einem, eine Interpellation beantwortete, sagte er: „Das kann uns nicht passiren, daß wir so unvorbereitet wären, wie die Franzosen es vor einem Jahre waren, als sie in aller Eile mit der Ausrüstung der Festungen begannen." Deutschen Kriegsministern kann man glauben, denn es ist nicht ihr Amt, zu bramarbasiren und in leichtfertigem Ton von Politikern zu reden. Einen weiteren Beleg bietet die scharfe Kritik, die erst vor vier Wochen Senator Humbert, als Vorsitzer der Heeres-Kommission im französischen Senat über die höchst mangelhafte Ausrüstung der Festungen mit Geschützen und mit sonstigem Kriegsbedarf machte, wobei er sich nicht in allgemeinen Redensarten erging, sondern die Mängel genau spezifizirte und welchem der damalige Kriegsminister Messimy zugab, daß die Ausstellungen, wenn auch nicht in allen, so doch in verschiedenen Punkten zutreffend seien. Dieses Zugeständniß rief im Senat eine solche Aufregung hervor, daß der Minister eine Zeit lang nicht weiter reden konnte. Dem Kriegsminister wurden vor knapp vier Wochen die nöthigen Gelder verwilligt, um die mangelhaften Rüstungen zu ergänzen und wir glauben die Ansicht vertreten zu können, daß in dieser kurzen Spanne Zeit nicht viel geschehen ist, um die klaffenden Lücken in der Rüstung auszufüllen.

Daß ein solcher Zustand trotz der bitteren Lehre, die Frankreich empfangen hat, besteht, ist nicht zu verwundern. Gründlichkeit liegt nicht in französischem Geiste und alle Erfahrungen können an dem angeborenen Naturell wenig ändern. Mit Rußland ist es noch bedeutend schlechter bestellt. Dort fehlt alles zur Organisation, nicht blos Geist, sondern auch Ehrlichkeit. Es klingt durchaus nicht anekdotenhaft, wenn berichtet wird, daß eine Balleteuse darüber entschied, welche auswärtige Fabrik die Geschütze liefern sollte, was von der Höhe der Summe, welche ihr von den Vertretern der Geschützgießereien geboten wurde, abhängig war. Es ist zur Genüge bekannt, daß in den obersten Militär- und Regierungskreisen in Rußland eine schändliche Maitressen-Wirthschaft vorherrscht und daß über die Besetzung der höchsten militärischen Posten nicht Verdienst, sondern Protektion entscheidet. Daraus läßt sich ermessen, wie es mit der Kriegsbereitschaft in diesem Lande aussieht.

Aus diesem Grunde sind wir der entschiedenen Ansicht, daß das schnelle Vorgehen Deutschlands ihm große Vortheile bringen wird, indem es die Mobilmachung und Ausrüstung der Feinde bedeutend erschwert, so daß sie nicht im Stande sein werden, im entscheidenden Augenblick Deutschland mit voller Kraft entgegenzutreten. Welche geringe Meinung die deutschen Strategen von der Kriegsbereitschaft Rußlands haben, ist daraus zu ersehen, daß sie ihre ersten kräftigen Schläge gegen Frankreich richten und dieses erdrücken wollen, ehe die Russen ihre Vorbereitungen beendet haben, betreffs welcher man weiß, daß sie noch lange Zeit in Anspruch nehmen werden.

Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß schon in den nächsten Tagen entscheidende Schlachten zu erwarten sind. Man darf nicht übersehen, daß es Zeit nimmt, bis zwei Millionen Soldaten über die Grenze gebracht werden können. Die Hauptsache ist, daß die Deutschen schneller große Truppenkörper konzentriren können, als ihre Gegner und das steht angesichts der geschilderten Verhältnisse außer Frage. Damit werden auch die Erwägungen respektive Besorgnisse über die Zahl der Truppen, welche Deutschland entgegengestellt werden könnten, zum großen Theile ausgeschaltet. Es kommt nicht so sehr darauf an, über wie viele Streitkräfte der Feind verfügt, sondern der Erfolg hängt davon ab, auf welcher Seite die Uebermacht sich im entscheidenden Moment befindet. Bei dieser Ueberlegenheit spielt die Mobilmachung eine große Rolle. Da die Deutschen, wie das jetzt schon ersichtlich ist, in ihrer Mobilmachung nicht gestört werden, aber die Franzosen durch das Vordringen der Deutschen in ihrem Lande darin große Hindernisse erfahren werden, so kann es als bestimmt gelten, daß im Laufe von zwei Wochen die Deutschen in Frankreich schneller große Truppenmassen konzentrirt haben werden, als die Franzosen und demgemäß muß auch das Endresultat sein: Der in der Uebermacht befindliche Gegner trägt den Sieg davon.

Ein weiterer wichtiger Punkt, der in Betracht kommt, ist die Organisation. In dieser Hinsicht dürfte wohl kaum irgendwo ein Zweifel bestehen, daß die Deutschen hierin ihren Gegnern weit voraus sind. Verschiedene Manöver, wie sie die Deutschen 1870 ausgeführt haben, konnten, wie jetzt noch allgemein zugestanden wird, nur von den Deutschen dank ihrer unübertrefflichen Organisation vollzogen werden. Wenn daher auch in zwei Wochen kein Schlag gefallen ist, der entscheidend genannt werden kann, so darf man sich darüber keine Sorge zu machen. Es sind eine Anzahl Wochen nothwendig, um die Entscheidung vorzubereiten. Am allerwenigsten darf man sich durch die Nachrichten beirren lassen, daß hier und da einige kleine Abtheilungen Russen über die Grenze gekommen sind. Das sind Bravourstückchen, die nicht den mindesten praktischen Werth besitzen, sondern eher die Planlosigkeit des Gegners beweisen, der in solcher Zersplitterung die Konzentrirung für den Entscheidungskampf verhindert.

Wie schnell der Krieg zu Ende kommen wird, dürfte sich erst in vier Wochen übersehen lassen und dann nur annähernd. Aber daß die Deutschen siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werden, davon sind wir fest überzeugt.

(Chicago Abendpost.)

Brief aus Oesterreich-Ungarn.

Flüchtige Reisenotizen. — Fortschritt und Wachsthum in Böhmen trotz des Nationalitätenhaders. — Graz, Triest, Budapest. — Arbeitslosigkeit überall. — Offene Worte im ungarischen Parlament. — Czechischer und polnischer Deutschenhaß. — Analphabeten in der amtlichen Statistik. — Sonstige Notizen.

Wien, 18. Juli 1914.

Eben bin ich von einer kurzen Rundreise zurück, die ich geschäftlicher Zwecke halber unternehmen mußte, und es sind mir während der Fahrt so allerhand Gedanken durch den Schädel gegangen. Prag hat mich am meisten interessirt. Dies war das fünfte Mal, daß ich in dieser malerischen und mit Riesenschritten fortschreitenden Hauptstadt des schönen Böhmerlandes weilte, und jedesmal finde ich die Situation eine andere. Als ich in meinen Knabenjahren Prag das erste Mal besuchte, machte es noch den Eindruck nicht gerade einer deutschen Stadt (denn dazu war die slavische Physiognomie der Vorübergehenden, die slavische Farbenfreudigkeit der Gewänder, und das slavische Idiom, das man allerorts vernahm, doch zu ausgesprochen), aber mindestens einer deutschen Kulturstätte. Das war in den Sechziger Jahren — ein halbes Jahrhundert ist seither verflossen. Heute ist das goldene Prag eine intensiv slavische Stadt — alles ist slavisch: Straßennamen, Schilder, Plakate, fast jedes Wort, das man hört, der ganze Typus der Stadt und der Lebensweise. Nur ca. 40,000 bekennen sich noch als Deutsche in Prag. Man will den Weg erfragen und wendet sich an den nächsten Polizisten. Er behauptet, kein Deutsch zu verstehen. Es ist in dieser Hinsicht hier wie in Budapest — ein thörichter Chauvinismus ohnegleichen. Diese Leute bilden sich thatsächlich ein, dadurch den etwa 5 Millionen Tschechen, die es auf der ganzen weiten Welt, inklusive der Vereinigten Staaten, gibt, noch einen erzwungenen neuen Rekruten hinzufügen zu können. Aber wer lernt Czechisch, wenn er nicht absolut muß? Es ist sehr schwer und hat auch keinen Zweck. Zu einer Weltsprache, so wie Deutsch, Englisch und allenfalls Französisch, werden sie's nie bringen. Doch das sucht man diesen fanatisch patriotischen Herren Czechen vergeblich beizubringen.

Sobald sie Deutsch reden hören, werden sie wie der Stier beim Anblick eines rothen Lappens.

Sonst ist freilich Prag noch schöner und größer geworden. In einigen Hauptstraßen herrscht ein weltstädtisches Gewimmel. Mehr Eleganz als in Wien. Viel sichtbarer Reichthum, Handel, Industrie. Die herrliche Lage der Stadt an der mächtigen Moldau (die hier tiefer und breiter ist, als die Elbe, in die sie fließt), mit dem einzigen Hradschin auf steilem Hügel die wunderbare Karlsbrücke mit ihren Erzstandbildern, die blühenden Anlagen und die prächtige Sophieninsel, die historischen Denkmäler, edelgeformten öffentlichen Bauten — kurzum alles, was eine große und emporstrebende Stadt auch wirklich zu einem Mittelpunkt der Kultur macht, es ist vorhanden. Nur das Eine, wie gesagt, nicht: die Duldsamkeit des zwanzigsten Jahrhunderts; die fehlt ganz und gar. Schade. Es ist da in früheren Zeiten von den Habsburgern viel an den czechischen Böhmen gefrevelt worden, vor allem während des Dreißigjährigen Krieges. Und das rächt sich jetzt blutig. Die Czechen von heute haben einen so abgrundtiefen Haß auf alles, was Deutsch heißt, daß er wohl niemals aufgefüllt werden wird und kann. Dieser Haß hat sich gerade jetzt wieder, zu einer Zeit, wo das übrige Reich in Trauer versunken war, um den Doppelmord von Sarajewo, recht häßlich gezeigt. In Brünn, in Troppau, in Bielitz, in Königsfeld, in Kathrein haben die böhmischen Sokoln gegen die deutsche Bevölkerung dieser Städte gewüthet, sie erst herausgefordert in höhnischer Weise und dann, als die Deutschen sich wehrten, um die Hilfe der k. k. Behörden geschrieen, die ihnen denn auch ausgiebig zutheil ward, wie ja überhaupt der Kurs in Oesterreich ein slawischer ist. Später haben dann die Czechen die Deutschen „geboykottet", um sie wirthschaftlich zu ruiniren. In Polnisch-Ostrau, in Belitz-Biala und in der Bukowina haben gleichzeitig seitens der polnischen Bevölkerung deutschfeindliche Demonstrationen stattgefunden. In Troppau kam es so weit, daß die k. k. Truppen gegen die Deutschen mit gefälltem Bajonett vorgingen. Böse Zeiten, böse Zeichen. Die Regierung ist mit Blindheit geschlagen. Und dabei sind die Zeiten in der Monarchie nirgends so schlecht wie gerade hier im Industrieviertel Böhmens. Es steht schon schlimm genug hier in Wien. Die Arbeitslosigkeit grassirt auch hier, und alle private und öffentliche Unterstützung der Nothleidenden vermag da nicht viel. Aber in Böhmen und Mähren ist die ganze Industrie momentan lahm gelegt, wie eine Abordnung von Mitgliedern des Reichsraths dies den Ministern neulich klar gemacht hat. Was daraus noch schließlich werden soll? Ja, wer das wüßte! Mittlerweile haben wir hier die vergangene Woche an der Wiener Börse eine förmliche Panik erlebt: sie war intensiver und reichte tiefer als die vor sechs Jahren, als die Annexionskrise auf dem Höhepunkt stand. Und auch diesmal ist es wieder Serbien, der böse Geist, der feindselige Nachbar Oesterreich-Ungarns, das die Ursache dazu giebt. Die Börse weiß, daß die Regierung energische diplomatische Schritte in Belgrad unternimmt, zur Sühnung der That von Sarajewo, zur Garantie gegen eine Wiederholung derselben und gegen die unausgesetzte großserbische Propaganda.

* * *

Dann habe ich die letzten Tage auch noch Graz, Triest und Budapest besucht. Graz, die einzige große Stadt der schönen, aber verarmten Steiermark, ist noch immer — wie Wiesbaden in Deutschland — die Pensionopolis der Monarchie, der Zufluchtshafen der im Ruhestand befindlichen höheren Beamten und Offiziere in vorgerücktem Alter; denn noch immer ist Graz eine schöne, eine gemüthliche, eine wohlfeile Stadt, wenn man sie mit Wien vergleicht, wo so ziemlich alles, was zum Leben gehört, unverhältnißmäßig hoch im Preise steht. Aber trotz Universität und trotz einiger schöner und lebhafter Straßen ist Graz ein schläfriges Nest, eine Art von überlebensgroßem Krähwinkel. Kein geistiges und kein politisches Leben. Die Universität vegetirt nur. Ganz Steiermark ist scheinbar auf dem Aussterbe-Etat — wenigstens macht es diesen Eindruck, wenn man durchfährt. Eine Armuth, eine Dürftigkeit herrscht hier — kaum zu glauben. Die ländliche Bevölkerung ist am schlimmsten daran. Von ihr geht jedes Frühjahr ein gewisser Prozentsatz nach Wien in Dienst — als Mägde, als Kutscher usw. Da ist es doch in Triest erfreulicher. Diese Hafenstadt am Nordwinkel der Adria, die bedeutendste und reichste der Monarchie, macht riesige Fortschritte. Es ist das österreichische Hamburg, wenn auch in viel kleinerem Maßstabe, denn Triest mit seinen 200,000 oder so ist kaum ein Fünftel an Bevölkerung und höchstens ein Zehntel an Reichthum und Verkehr von dem was Hamburg ist. Fiume (das zu Ungarn zählt) macht Triest auf Tod und Leben Konkurrenz. Macht Triest etwas besonders Gescheidtes, flink machts ihm Fiume nach. Immerhin ist hier Leben, Fortschritt und wenn die Stadt auch heute noch ganz das Aussehen und die Sitten einer italienischen Stadt hat, und wenn man auch hier mit seiner deutschen Muttersprache nicht weit kommt, da alles entweder italienisch oder slovenisch spricht, so trägt doch der Handel von Triest viel zum amtlichen Säckel des Ganzen bei. Ein Sprung von wenig Stunden, und man ist in Budapest. Wieder ganz anders. Ueberall Aufschriften mit dem scheußlich schwierigen Magyarisch, und auch hier will Niemand das Deutsche verstehen. Will, sage ich. Denn thatsächlich, wie ich mich bald überzeugte, versteht es in der Hauptstadt Ungarns jeder zweite Mensch. Aber sie setzen, gerade wie die Zechen auch, eine Art Stolz drein, nicht Deutsch zu sprechen oder in Deutsch angesprochen zu werden. Eine glänzende, prächtige, ganz moderne, stellenweise sogar funkelnagelneue Stadt, mit breiten, baumbepflanzten Straßen, Alleen, Avenuen, mit licht- und glanzerfüllten Kaffeehäusern, Theatern, Tanzpalästen; überall rauscht und tönt es von Musik; die Nacht wird hier zum Tag; Jedermann, Alt und Jung, Hoch und Niedrig scheint sich zu vergnügen. Aber es ist viel Kulisse dabei; manche Potemkinsche Dörfer; im Hintergrunde sorgfältig aus der Gesichtslinie entfernt, stöhnt viel Armuth und Elend. Und viel Liederlichkeit herrscht viel Laster. Na, das weiß ja jeder. Der ungarische Paprika ist ja berühmt. Und dabei ist das Leben hier noch theurer als in Wien. Sonderbar, Budapest wächst sich immer mehr zur Luxusstadt aus. Bei einem reinen Ackerbaulande wie Ungarn, wo die Feldfrüchte, das Obst an Ort und Stelle so wohlfeil sind, muthet es jedenfalls eigenthümlich an, daß alles Eßbare hier noch höher kommt als in Wien — und das will gewiß viel sagen. Aber wer über das nöthige Kleingeld verfügt, der Tourist mit voller Tasche und vergnügungssüchtigem Gemüth, der muß sich in dem Budapest von heute ganz famos amüsiren können, denn an Gelegenheit dazu mangelt's wahrlich nicht.

Da der österreichische Reichsrath bekanntlich wegen seiner blödsinnigen Obstruktionsthätigkeit schon seit März geschlossen ist, so ist es jetzt das ungarische Parlament allein, das der in- und ausländischen Oeffentlichkeit gegenüber die Stimme des Volkes dieser Doppelmonarchie markirt. So auch jetzt wieder bei der Ermordung des Thronfolgerpaares. Der ungarische Premierminister, Graf Stefan Tisza, ist sonst ein sehr temperamentvoller Herr, der gewöhnlich kein Blatt vor den Mund nimmt. Aber bei der jetzigen schleichenden Krise ist er vorsichtig geworden. Seine wiederholten Erklärungen im Parlament bezüglich der ganzen Sachlage, also wegen der Einzelheiten der Verschwörung, dem Antheil Serbiens, etc., waren so abgefaßt, daß man sich alles oder nichts dabei denken könnte. Indeß sprach er doch mehrmals von der Möglichkeit eines Krieges. Einige der Redner im Parlament aber hielten nicht so an sich. Einer derselben (mit dem unaussprechlichen Namen Sozmrany — vielleicht habe ich da noch einige S oder Z ausgelassen) ging sogar so weit, vor offenem Parlament eine Reihe von serbischen höheren Beamten und Militärs namhaft zu machen, die in dem Komplott und in der großserbischen Bewegung und der Propaganda auf österreichisch-ungarischem Boden eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt haben sollen. Darunter befand sich der serbische General Bozidar Jankovic, der seit vielen Jahren an der Spitze der Narodna Obrana und des Slovenski Jug steht — beides große Vereine, die sich die Losreißung der „serbischen Provinzen" von der Nachbarmonarchie zum obersten Ziel gesetzt haben. Als er mit seiner Rede fertig war, hat ihn Graf Tisza, sein Beweismaterial der gemeinsamen Regierung zur Verfügung zu stellen — eine behutsame Bitte. Natürlich that dies der Herr mit dem fabelhaften Namen mit Freuden. Kurzum, es hat entschieden den Anschein, als bereite sich etwas Ernstes vor, etwas das wie Rechenschaftsablage für Serbien aussieht. Dies umso mehr, weil Rußland, wie es scheint, sich diesmal nicht in die Sache einmischen will, sondern es vorzieht, Serbien ganz allein seine Portion „Crow" essen zu lassen.

Der alte Kaiser ist nun wieder in Ischl — „auf Urlaub", wie er's nennt — und sucht sich nach altbewährtem Rezept von den Gemüthserschütterungen der letzten Wochen zu erholen. Das heißt, er lebt ganz in frischer Luft — „Rain or Shine" —, geht dem Weidwerk nach, steht sechs Stunden auf dem Anstand, schießt Hirsche und Rehe, und vermeidet ernstlich die Tücken der Staatskunst. Der neue Erbe, Karl Franz Joseph (es steht noch nicht fest, ob er Franz Joseph II. oder Karl werden wird als gekröntes Haupt), hat sich aber schon zweimal blicken lassen, und der Kaiser hat ihn so ziemlich über seine neuen Pflichten aufgeklärt. Und wie gesagt, populär ist der junge Mann.

Ein recht beschämendes Dokument hat die österreichische Regierung veröffentlicht, nämlich eine amtliche Statistik über die Zahl der Analphabeten in der Gesammtmonarchie. Böhmen, Nieder- und Oberösterreich schneiden am besten ab, mit nur 60 des Lesens und Schreibens Unkundigen aus jedem 1000 der Bevölkerung; Tyrol, Mähren sind zunächst mit 70 auf 1000; Steiermark mit 180; Kärnten, 240; Krain, 314; Ungarn, 410; auf 1000; also nahezu die Hälfte; Bukowina, 652; Dalmatien, 734; Galizien, 763 — also mehr als Dreiviertel. Das sieht also noch sehr bös aus mit der Schulweisheit.

Wolf von Schierbrand.

127 Ost Siebente Str.
nahe der Main Straße:
Die Geschäftsstelle und Redaktion des Volksblatt befinden sich jetzt in
127 Ost Siebente Str.
nahe der Main Straße.

Aus den Regierungs-Departements.

Der Typhus. — Die Heerraupe. — Beschränkung der Oel-Produktion. — Blödsinnige Gesetzgebung.

Washington, D. C., 31. Juli.

Nach einem soeben erschienenen Berichte des Dr. L. L. Lumsden von der nationalen Gesundheitsbehörde tritt das typhöse Fieber oder der Unterleibtyphus am häufigsten in den Monaten August, September und Oktober auf. Ganz besondere Reinlichkeit der Person und des Hauses ist in diesen Monaten dringend geboten. Der Doktor sagt, daß das Land durch diese tückische Krankheit jährlich einen enormen ökonomischen Schaden erleidet, welcher mit sehr geringen Mitteln verhindert werden kann. Das typhöse Fieber ist eine in der Unreinlichkeit geborene Krankheit. Sie wird durch Keime verursacht, welche sich im menschlichen Körper als Parasiten entwickeln und fortpflanzen. Die Keime gehen dem Körper eines Menschen ab, und um die Krankheit auf andere Menschen zu übertragen, müssen diese die Keime verschlucken. Jede mit dem typhösen Fieber behaftete Person hat die in den Extrementen eines Menschen enthaltene Keime auf irgend eine mysteriöse Weise in sich aufgenommen. Wenn wir nicht etwas verschluckten, was durch menschlichen Unrath verunreinigt war, würde das typhöse Fieber nicht existieren.

Die typhösen Keime oder Bazillen sind ungemein winzige Organismen. Wenn wir 12,000 davon aneinander reihten, würden sie noch nicht die Länge eines Zolles haben. Wegen ihrer Winzigkeit mag ein ganz kleiner Theil eines Nahrungsmittels viele von diesen Bazillen enthalten. Die gewöhnliche Stubenfliege mag auf ihrem Körper oder Füßen genug Keime herumtragen, um eine ganze Familie anzustecken. Finger, welche ganz rein erscheinen, mögen die Bazillen in den Mund befördern. Das augenscheinlich reinste Trinkwasser mag Millionen von diesen Keimen enthalten, und nur zu häufig enthält die augenscheinlich reinste, reichste und süßte Milch die meisten Keime der gefährlichsten Krankheit.

Aber selbstverständlich bekommt nicht jeder Mensch, welcher typhöse Keime verschluckt hat, das typhöse Fieber, ebensowenig wie jeder Mensch, welcher tuberkulose Bazillen eingenommen hat, an der Tuberkulosis erkrankt. Die Keime der Krankheiten müssen zur Entwicklung und zur Fortpflanzung, wie alle anderen Samen, auf geeigneten Boden fallen. Bei typhösen Epidemien, welche immer durch eine verseuchte Wasserzufuhr verursacht werden, erkrankt ungefähr eine Person aus jeden zehn, welche von dem Wasser getrunken haben. Aber meistens ist der Prozentsatz noch viel niedriger, häufig nicht mehr als ein Prozent der der Seuche ausgesetzten Bevölkerung. Die einzelne Person kann sich am besten gegen das typhöse Fieber durch Schutz des Hauses gegen das Eindringen der Fliegen und durch den Gebrauch von Wasser und Milch aus nur absolut fieberfreien Quellen schützen. Die von der nationalen Gesundheitsbehörde angestellten Untersuchungen zeigen, daß die Sterblichkeitsrate durch das typhöse Fieber 45 von jedem 100,000 der Bevölkerung ist. Es sterben also jährlich 35,000 Menschen in diesem Lande an diesem Fieber. Aber der materielle Verlust ist viel größer, weil ungefähr 450,000 Menschen jährlich an dieser Krankheit leiden und auf geraume Zeit ihre Thätigkeit einstellen müssen. In der Bekämpfung der Seuche haben die Gesundheitsbehörden große Fortschritte gemacht und mit der Verbesserung der sanitären Zustände nimmt die Krankheit stetig ab. Wenn es möglich wäre, die Fliegenpest ganz auszurotten, würde vom typhösen Fieber in diesem Lande wenig gehört werden.

Da der gefräßige Heerwurm in vielen Theilen des Landes in ungeheuren Massen aufgetreten ist und schon sehr viel Schaden in Wiesen und Feldern angerichtet hat, so wird das landwirthschaftliche Departement mit Briefen förmlich bombardiert, in welchen um Rath und That gegen diese Pest gebeten wird. Die Würmer sind jedoch ebenso schnell verschwunden, wie sie kamen, und es fragt sich jetzt mehr um die Wiederherstellung der zerstörten Rasenplätze, welche, wie hier in Washington, in vielen Städten der Stolz der Hauseigenthümer sind. Das Departement ist nach eingehender Untersuchung überzeugt, daß die Berichte über die Zerstörungen durch den Heerwurm sehr übertrieben waren. Der Wurm hat in den meisten Fällen nur die zarten Spitzen der Grashalme abgefressen und nach einem guten Regen wird das Gras wieder schön wachsen. Wo die Würmer aber wirklich den ganzen Rasen zerstört haben, mag die Zerstörung eventuell ein Vortheil für den Besitzer sein. Er wird gezwungen werden, seinen Rasenplatz schon in diesem Herbst zu bearbeiten und nicht bis zum nächsten Frühjahr zu warten. Die Rasensachverständigen des Departements sagen, daß der Rasen im Herbst bearbeitet werden soll. In einigen Wochen sollte der zerstörte Platz umgegraben und gewalzt werden. Besät mit guten Samen, wird der Platz schon vor kaltem Wetter einen guten Rasen erzeugen. Derselbe sollte dann zum Schutz gegen das kalte Wetter mit einer dicken Lage Dünger, besonders Hühnermist, bedeckt werden. Das Departement ist übrigens der Ansicht, daß uns der Heerwurm in vielen Jahren keine weiteren Besuche abstatten wird.

Die Beamten des Minenbureaus sind sehr an einer Bewegung unter den Oelproduzenten von Oklahoma interessirt, welche eine Beschränkung der Oelproduktion zum Zweck hat. Das Bureau befürwortet aus vielen Gründen die Konservirung der Oelquellen. Es ist jedoch eine große Frage, ob die Produktion beschränkt werden kann. Sollte nachgewiesen werden, daß der wahre Zweck der Beschränkung eine Preiserhöhung ist, so mao das Justizdepartement darin eine Uebertretung der Antitrust-Gesetze erblicken und sich einmischen. Auch hat das Departement des Innern ein großes Interesse an dieser Bewegung, weil bekanntlich die meisten Oelfelder in Oklahoma Eigenthum von Indianern sind. Die Regierung verpachtet diese Felder im Interesse der Indianer, gegen Zahlung von Tantiemen an den Erträgen. Wird die Produktion vermindert, so werden auch die Einnahmen der Indianer vermindert und es ist eine Frage, ob das Indianeramt das zulassen wird. Es scheint, als ob die Eisenbahnen in Oklahoma nicht im Stande sind, das gewonnene Oel schnell genug zu transportiren. Es ist nothwendig geworden, viele und kostspielige Tanks zu erbauen, in welchen das Oel gelagert wird, bis sich die Gelegenheit bietet, es nach den Raffinerien zu befördern. Das ist wenigstens die Ausrede der Produzenten. Die Konsumenten bezahlen schließlich für die Lagerung des Oels und wenn dadurch die Oelpreise in die Höhe gehen sollten, so wird sich das Justizdepartement bestimmt einmischen.

Viele Regierungsbeamte, besonders Angestellte des landwirthschaftlichen Departments, der geologischen Vermessung, des Reklamationsdienstes, des Kinderbureaus, des Erziehungs-Bureaus und der nationalen Gesundheitsbehörde, fühlen sich sehr durch eine Gesetzbestimmung betroffen, welche am 1. Juli in Kraft trat. Diese Bestimmung verbietet den Gebrauch irgend einer Be-